Die neue Laterne

Autor(en): **Schaffner, Jakob**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **10 (1912)**

PDF erstellt am: **05.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-750716

Nutzungsbedingungen

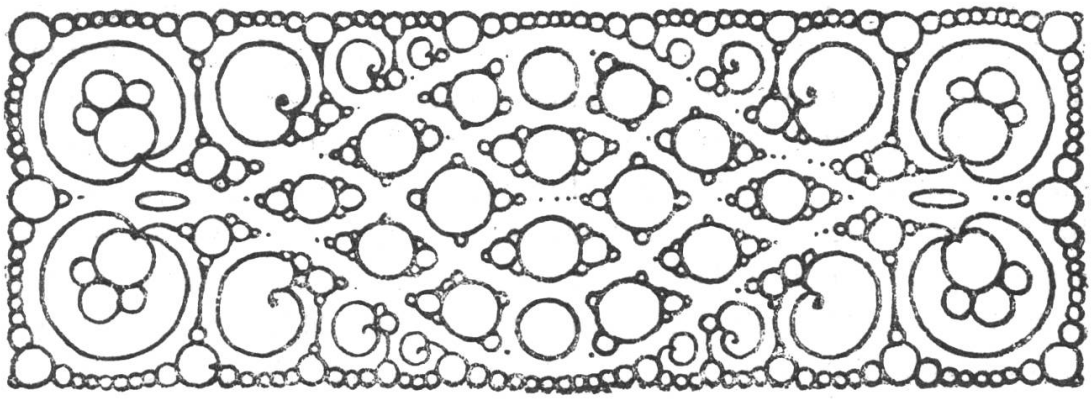
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



DIE NEUE LATERNE

VON JAKOB SCHAFFNER

Im Dorf Prattelen bei Basel hatte sich ein Bauer, wie alle Leute wussten, eine böse und unhäusliche Frau angeheiratet. Obwohl er ein großer und starker Mensch war, die Staatsschule mit Auszeichnung durchlaufen, die Sakramente der Taufe und Konfirmation empfangen hatte und genau wusste, dass die christliche Religion zu Trost und Aufrichtung und Gott als Ziel des Lebens für ihn bestand, zog er doch vor, für sein Unglück im Trunk Trost zu suchen und kein anderes Ziel zu haben, als sich mitsamt seinem Weib zu ruinieren. Er brachte es fertig, in kurzer Zeit sechs Schweine, zwei Kälber, drei Pferde, einen schönen Bernhardinerhund, fünf große Äcker, eine Hektare Wald, drei Wässerwiesen, einen Weinberg und sieben Kühe durch seine weite Gurgel laufen zu lassen. Er lag vor seiner eigenen Existenz wie ein Berg vor dem Fluss, und soff sich selber mit seinem ganzen Hab und Gut aus der Welt weg. Aber er wäre nicht so rasch mit seinem verzweifelten Beginnen von der Stelle gekommen, wenn nicht das halbe Dorf mitgesoffen hätte.

Während einer milden Vollmondnacht nun trat der Bauer, er hieß Franz Jauslin, mit einer brennenden Laterne in der Faust aus der Wirtschaft zum Engel auf die Straße, und seine Trinkbrüder, meist junge Leute, torkelten ihm lärmend und lachend nach. Manche hatten ihre frisch gefüllten Gläser auf den Weg

mitgenommen; sie blieben zuweilen stehen, nahmen einen Schluck, teilten andern mit und setzten sich mit den grotesken Gebärden der Betrunkenen wieder in Gang. Jauslin bewegte sich, selber etwas schwankend, dem Zug voraus und duldete es absolut nicht, dass jemand an seiner Seite oder gar vor ihm herging; er wollte heute die unbedingte Hauptmannschaft behalten. Er sang und schwang die Laterne dazu. Mit der freien Hand fuchtelte er über seinen Kopf, der unbedeckt und mit einem wilden Schopf angegrauter Haare bestanden war. Man sah weder Rock noch Weste an ihm. Sein Hemd leuchtete weiß im Schein des Mondes und der Laterne; die Ärmel trug er bis zu den Achseln aufgekrämpelt; darunter kamen ein Paar schwere, sehnige Ringerarme zum Vorschein. Dunkel-verschwitzte, schmale Tragbänder hielten über seinen Schultern eine alte Soldatenhose aus blaugrauem Halbleinen fest; in die vier Enden waren mit dem Messer Risse gestochen, worin die Knöpfe hingen. Seine Füße staken barfuß in breiten, genagelten Schnürschuhen ohne Schnüre; ihre Oberteile fielen zu beiden Seiten tief herunter. Der Hemdkragen stand offen und ließ eine gewaltige Brust voll brauner, nur leicht angegrauter Haare sehen. Über alledem blickten ein Paar Augen begeistert und voll Zuversicht in die Mondnacht hinein. Wenn er zu seinen Gesängen auflachte, so zeigten sich zwei Reihen scharfer, unverdorbener Zähne, die ihm einen tüchtigen, zuverlässigen und hoffnungsfreudigen Anschein gaben.

„Ich versoffenes Luder," sang er, „bin ein mordversoffenes Luder. Nesbah, göwulewuh? Ein Bierkaib, ein Champagnerkaib, ein Likörkaib, ein Baselbieterkaib. Anno dreiunddreißig haben wir die Baselstädter im Galopp durch die Hardt nach Hause gejagt. Und dann gab es ein Erdbeben, und das Münster fiel ihnen zusammen, weil sie so stark mit den Beinen zitterten. Nesbah, göwulewuh?" Er drehte sich nach seiner Gefolgschaft um und schwang die Laterne. „Ists wahr oder ists nicht wahr?" „Ist wahr," schrien alle. Zwei begannen ihrerseits zu singen: „In der Schweiz, in der Pfalz, in Tirol." „Maul halten," schrie Jauslin und schüttelte die Faust über dem Kopf. „Das ist ein Schwabenlied, und ihr seid Schwabenköpfe. Ihr singt im Militärdienst: ‚Meiner zu warten, das brauchest du ja nicht', wie deutsche Handwerksburschen. Der Teufel soll das Bataillon holen, wenn

es Schwabenlieder singt. Warum gibt es keine Baselbieterlieder? Wir hauen die ganze Schweiz zusammen, wenn man jetzt nicht gleich Baselbieterlieder macht.“ Er begann wieder zu singen, drehte sich um und bewegte sich weiter. „Der Teufel hat meine braunen Pferde geholt, heidi. Der Teufel hat meinen grünen Wald geholt, heidi. Ist das keine schöne Laterne? Es ist eine nigelnagelneue Stallaterne. Herrgottsdonnerwetter, ich habe meine Küh noch nicht gemolken und es ist schon sieben Uhr. Der Käser nimmt mir die Milch nicht mehr ab. Es geht unrecht zu. Wir haben die Schwaben besiegt; wir sollten sie beherrschen. Warum beherrschen wir sie nicht? Sag mir doch einer, wozu ich meine neue Laterne gekauft hab. Ich weiß es mein Seel nicht mehr.“

Der ganze Haufen gröhlte vor Vergnügen. „Du wolltest deiner Alten zeigen, wo du deine neuen Küh hinstellst im Stall,“ schrie einer. „Du willst morgen auf den Viehmarkt nach Liestal und wieder einen großen Bauern anfangen,“ erklärte ein anderer. „Prosit Hans, du Satan; lebst du auch noch?“ Ein halbwüchsiger Bursch, dem das Hütchen schief auf dem Kopf saß, taumelte auf Jauslin zu. „Du wo—wolltest dich be—bessern und nicht mehr sa—saufen,“ stammelte er und verbeugte sich tief vor dem Bauern. Jauslin blickte einen Moment still über den Haufen weg, und es sah aus, als wollte er zu sich kommen. Aber dann spuckte er aus, gab dem Burschen einen Stoß, dass er sich rückwärts auf die Straße setzte, und warf mit einer herrischen Kopfbewegung die Anwandlung hinter sich. „Dabei ist gar nichts zu lachen, Affenbande,“ schrie er. „Wer hat denn von euch mehr zu verlieren als Flöhe und Wanzen? Ich hab die besten Äcker in der ganzen Gegend verloren. Ich kann einen Pritschenwagen vom Kopf bis zum Schwanz eigenhändig machen, und wenn der Schmied keine Zeit hat, so schlag ich auch noch die Reifen darum. Ich habe mir einen neuen Dachstuhl aufs Haus gesetzt, selber ausgerechnet, gemessen und die Pläne gezeichnet. Was könnt ihr? Saufen, wo andere zahlen, und auch das nicht recht. Ich saufe euch in jedes Mausloch hinein, das ihr mir zeigt, und dann geh ich aufrecht nach Hause und werfe meine Frau aus dem Schlafzimmer. Ich will allein schlafen. Das bin ich, Franz Jauslin. Meine Kühe sind dreimal prämiert und meine Säue fünfmal. Ich

hatte einen Eber, nach dem kamen sie aus dem ganzen Kanton. Ich hab alles versoffen und verludert; schön. Aber wenn ich will, so hab ich übers Jahr wieder einen Stall voll Vieh, vor dem euch das Wasser im Maul zusammenläuft. Derweil habt ihr immer nur Läus' und Flöh'. In euch Jungen steckt nichts als Alkohol und Unzucht."

Die Burschen johlten. Der halbwüchsige Lümmel mit dem schiefen Hütchen, der noch immer auf der Straße saß, quietschte wie ein Schwein. „Ein Eber ist mir ein ka—kaibenmäßiger Stolz. Zu einem Stier ha—hats schon nicht mehr gereicht." „Jawohl, Jauslin", höhnte ein anderer hinten im Haufen. „Und mit deinen Stuten bist du doch auch weit herum gereist. Warum hattest du nicht selber einen Hengst, wenn du doch ein so berühmter Bauer warst? Aber die Schnorre war immer das größte an dir." Jauslin drehte verwundert den mächtigen Kopf herum und hob die Laterne in die Höhe. „Es soll doch einer dem Buben auf den Magen springen," sagte er ruhig. „Mir kommt es so vor, als ob er ganz hinten stände und ich ganz vorne. Hab ich meinen Dachstuhl mit der Schnorre gebaut, Aff? Und wenn mir nicht Gott ein Hausleiden auf den Hals gesetzt hätte, so wäre ich doch auch zu einem Zuchtstier und zum Hengst gekommen. Hatte ich schöne Füllen oder nicht? Und wer pussierte mich wie eine Jungfer, dass ich ihm ein Kalb ablasse? Der sah doch deinem Alten verdammt ähnlich. Aber mir waren sie immer noch nicht gut genug. Ein Dorf voll Esel und Viehzucht! Ha! Ihr meint, ihr braucht nur zu singen: ‚Ich bin ein Schweizerknabe', so wächst euch der Stall voll Heldenvieh. Ich hab euch die Milchgenossenschaft fertig gebracht und den Konsumverein auf die Beine gestellt, ich, Franz Jauslin. Aber ich fange an zu saufen und die ganze Wirtschaft schläft ein; ihr dürft einander nicht über den Weg trauen. Wir müssten die Welt kommandieren, wenn wir so gescheidt wären wie stark. Warum befehlen wir nicht heute den Österreichern, die wir vor vierhundert Jahren zwanzigmal auf den Schädel hieben? Weil immer der Franz Jauslin bei euch ein Kreuz auf den Hals bekommt. Euch kenne ich, Rotte Kohrah. Ich hab einen einzigen Fehler gemacht und muss es büßen bis an meinen Tod. Ihr fallt von einer Schlechtigkeit der andern in die Arme und seid freie und geehrte Burschen. Ihr fresst und

sauft auf meine Rechnung. Ihr lauft den Mädchen nach auf ihre Rechnung; wenn sie in die Wochen kommen, ist nie einer im fremden Bett gelegen. Ihr geht euren Alten an die Hälse wegen dem Sonntagsgeld, und seid immer weiter geehrte Burschen. Wer von euch kann mehr, als der Knecht seines Vaters? Der soll vor mich treten; er darf mich in die Visage hauen. Wo bleibt der Kerl?"

Die Burschen murrten; sie verloren die gute Laune. Einer schmiss fluchend sein Glas auf die Straße, dass es in Scherben zersprang. Aus dem Murren erhob sich Schimpfen. Eine Stimme wurde über den andern laut. „Du kannst von Glück sagen, dass wir dir nicht den Schädel einschlagen, Sakerment. Du bist kein Baselbieter, wenn du auf die Baselbieter schimpfst. Du bist ein Schwob oder ein Italiener." Nun schrie alles durcheinander auf Jauslin ein. Jeder war ein besserer Baselbieter als der andere. Sie fielen mitsamt dem Bierrausch in den Rausch der Vaterlandsliebe, und es war nur ein Wunder, dass keiner der Helden auf die Idee verfiel, den gegenwärtigen Feind der Heimat zu bekriegen und zu erlegen. Aber der Respekt vor seiner sieghaften Riesenkraft und eine gewisse Rührung angesichts seiner verkommenen Menschengröße steckte ihnen so tief in den Knochen, dass sie eher einander selber an den Kragen gegangen wären, und im Grund spürten sie Mann für Mann, dass drei Kerle von diesem Kaliber in jeden Kanton gesetzt und frei in Bewegung gebracht das ganze Vaterland in zehn Jahren umgruben wie einen Garten, und was dann nach zwei Generationen daraus wurde, konnte kein Mensch absehen. Der Halbwüchsige mit dem schiefen Hütchen saß noch immer auf dem Boden. „Ha, wenn du doch so ein großartiger Bursch bist," kreischte er nun, „warum hast du dir die giftige Leber ins Haus gesetzt, die kein anderer mochte? Alle Hu—Hunde im Dorfe machten einen Bogen darum. So etwas soll mir nicht passieren, ihr Leute. Wenn einer ei—eine solche Viecherei macht, so sag ich halt, er i—ist ein Viech."

Die Burschen wurden plötzlich still und reckten die Hälse. Das Wort kam ihnen bedenklich vor und keiner wagte zu lachen. Als der Kleine die allgemeine Stille bemerkte, wurde es ihm unbehaglich in seinem großen Witz. Er blinzelte verlegen zu Jauslin hinauf und erwog, ob er sich wohl schnell werde auf die

Beine bringen können, wenn jener Anstalten traf, ihn auszuzahlen. Inzwischen näherte sich ihm Jauslin langsam mit der Laterne in der Faust und sah ihn an mit jener Schwermut, die an starken Männern, wenn sie getrunken haben, lebensgefährlich ist. Der Kleine erblasste. Die andern rückten von ihm ab und zogen sich zurück; er war so gut wie ausgeliefert. Jauslin bückte sich zu ihm nieder, streckte ohne Hast die Hand nach ihm und erfasste ihn mit einer Art von Vorsicht an der Jacke. Dann hob er ihn wie grübelnd vom Boden auf, hielt ihn in Augenhöhe von sich und leuchtete ihm ins Gesicht, wozu er ihn aufmerksam betrachtete. Sein weißes Hemd leuchtete und seine behaarte Brust schimmerte warm und golden wie ein Bärenfell. Der Kleine blinzelte und verdrehte die Augen nach den Burschen um Hilfe. Er leckte die roten Lippen, weil sie ihm trocken wurden vor Furcht. Jauslin nickte ihm zu; seine Züge hatten einen sorgenvollen und beschämten Ausdruck. „Dich kenne ich doch, sollte ich meinen," sprach er langsam. „Du denkst, weil ich immer besoffen bin, merke ich nicht, was im Dorf vorgeht? Dein Vater ist ein Walzbruder aus Schlesien; er hat die letzte Woche bei uns die Verpflegung genommen. Ists nicht so? Und deine Mutter war eine bettwarme Magd aus Tirol. Büblein, du musst den Schnabel halten, wo Schweizer miteinander disputieren. Lass dich nicht mehr an meinem Tisch im Engel sehen, sonst setzen dich meine Burschen an die frische Luft, in aller Höflichkeit, denn die Ausländer müssen wir gut behandeln. Siwupläh." Er öffnete die Hand und der kleine Tiroler sank lautlos in sich selber zusammen. Jauslin lachte leise auf. „In einem leeren Sack ist wenig Halt," sagte er zu den andern. Die lachten mit, und über die ausländische Leiche hinweg wurde die landsmannschaftliche Zusammengehörigkeit repariert. Die Burschen drängten sich schau- und spottlustig um den kleinen Kerl, rühmten laut, was für ein verfluchter Satan der Jauslin sei, und spürten mit fröhlichem Grausen ihre eigene Stierenkraft über dem Häufchen Liederlichkeit am Boden. Sie zwangen dem Tiroler den Mund auf und schütteten ihm Bier ein, um ihn zu stärken. Sie stellten ihn auf den Kopf und gossen ihm die letzten Gläser in die Hosenbeine aus. Sie schoben ihn wie eine Stoßkarre an den Füßen über die Straße hin und her; wenn er nicht ein zerschundenes

Gesicht davon behalten wollte, so musste er hurtig auf den Händen laufen. Er tat es und weinte laut dazu.

Jauslin sah das Treiben an und ergrimmte darüber. Er vertrug keine Art von Ausführlichkeit mehr; sie erregte ihm immer Totschlägeranwandlungen. Wütend spukte er aus, machte auf dem Absatz kehrt und setzte sich wieder in Gang. Die Burschen stutzten: „He, wohin, Jauslin?“ Als er keine Antwort gab, sondern nur schweigend mit seiner Laterne die Straße hinschritt, besannen sie sich nach einander, gaben dem Kleinen noch schnell einen Fußtritt und machten sich ihrem Anführer nach; die letzten warfen den Tiroler in den Straßengraben und hoben sich in der besten Stimmung hinter den andern drein.

Jauslin führte den Trupp nun geradewegs zu seinem Hof, der etwa zehn Minuten vor dem Dorf lag. Er sang jetzt nicht mehr und verbot auch den Burschen den Lärm. Die dachten, es solle eine Überrumplung geben. Kichernd und auf den Fußspitzen schwankend näherten sie sich dem Haus und umstellten es. Alle hatten rote Köpfe. Ihre Gesichter glänzten animiert im Mondschein. Ihre Augen blitzten töricht und lebensfroh. Jauslin verschwand mit der Laterne in der Faust breitschultrig und voll tiefer Weltbeziehung in der Haustür. Eine Weile blieb es still. Einige der Burschen guckten sich derweil auf dem Hof um und machten ihre Nachbarn auf das elende Mistchen aufmerksam, das noch vor dem leeren Stall lag. Andere hießen sie das Maul halten. Dann gab es ein Geräusch von Schritten und Jauslin erschien, seine Frau stumm vor sich hertreibend, wieder in der Haustür. Sie war eine große und etwas hagere Erscheinung. Ihr Gesicht sah kalt und feindlich gerade vor sich hin. Mit einem aufglimmenden Blick streifte sie die versammelte Burschenschaft, und einigen schien es, als werde sie blass. Sie war nur notdürftig angezogen, aber in ihrer Haltung lag so viel Entschiedenheit des Hasses, dass die jungen Kälberseelen pünktlich darüber erschraken und sich das erhoffte Vergnügen unter der Hand in eine unruhige Spannung verwandelte. Man kannte das Weib eigentlich nur aus seiner Jugend als die Tochter eines durch den Trunk heruntergekommenen, unruhigen und prahlerischen Bauern; alles andere war Gerücht. Kurzsinnig, wie ein Gemeinwesen ist, wusste man nicht mehr, dass Jauslins Jugendgenossen, während er sich lernlustig

in der Welt umtat, ihren Witz und ihre freie Zeit dazu anwandten, das von Hause aus stolze und einspännige Mädchen, nachdem es verarmt war, mit tausend Bauernstreichen und Lümmelschikanen mehr dumm als verdorben in das frühe Unglück der Einsamkeit hineinzuhetzen. Dort erfüllte es sich bis in den vorletzten Winkel seines Wesens hinein mit Menschenhass und Rachelust. Darüber starb der alte Bauer, und da niemand sich mit der herben Waise befassen mochte, schickte sie sich mit weniger Würde als Verdruss an, die bittere Verkommenheit ihres Vaters auf ihre Art fortzusetzen; sie streckte vor dem Elend die Waffen. Indessen kehrte Jauslin aus der Fremde zurück und begann tatkräftig sein Haus zu zimmern und seinen Hof zu bevölkern. Eines Tages stieß er auf die Sünde seiner Generation, und da er die Verwandlung nicht miterlebt, sondern immer noch das großzügige Mädchen von ehemals im Kopf hatte, sagte er sich, es müsse noch vorhanden sein und machte die Waise zu seiner Frau. Nun hatte die einsame Seele, um weiter bestehen zu können und, da immer wieder die Existenz die Hauptsache und die Form nur eine untergeordnete Frage ist, sich reuelos in die reine Lebensschnödigkeit gerettet, wo sie sich freilich streng erhielt. Da der Bauer Jauslin aber, ungeduldig wie er war, nicht warten konnte, bis sich unter seiner offenen Sonne die Rückverwandlung vollzog, verdarb er das vielversprechende Geschäft. Vor ihrem eisigen Frost, den sie noch verdichtete, als sie seine Verdrossenheit bemerkte, erkrankte ihm sein ganzer sommerlicher Lebensplan, und das Rätsel des Seins war wieder einmal klar in seinem unversöhnlichen Doppelsinn aufgerollt. Die Ehe blieb ungesegnet.

Jauslin stieß das Weib nach dem leeren Stall. Das Erlebnis mit der nackten Gemeinheit der Burschen warf ihn auf sich selber zurück. Der Anprall war so stark, dass er ihn als eine Erschütterung seiner Gesamtpersönlichkeit empfand. Da aber diese, wie bei jedem naiven Genie, auf Vertrauen und Glauben gestellt war, berief er sich kurzerhand auf seine alte Tatkraft, ohne danach zu fragen, was zwischen ihm und seiner Vergangenheit an Schuld und Missverständnis über dem Weg lag. Er öffnete die Stalltür, schlug sie weit auf und schob die Frau hinein. Draußen drängten sich die Burschen zusammen und reckten die Hälse. Jauslin hielt vor dem Pferdestand. Er hob die Laterne in die

Höhe, dass die ganze Leere des Raumes überzeugend zur Anschauung kam. Seine hochgereckte Erscheinung erweckte den Eindruck, als hätte sie die Gewalt, jenen durch ihren reinen Willen mit den Gestalten zu bevölkern, die des Bauern Herrlichkeit ausmachen. Es fehlte nur eine gläubige Seele, so wurde das Wunder, und weil er sie dazu brauchte, glaubte er an sie; er achtete jetzt so wenig auf die fernstehende Unfruchtbarkeit seines Weibes, wie er sich bisher darum bekümmert oder sie in ihrem letzten Sinn begriffen hatte. „Frau," sagte er gesammelt und seine Augen leuchteten prophetisch und fordernd auf: „Frau, hier haben sich zwei Rappen in die Ohren gebissen. Schau diese Laterne an. Ich habe sie funkelnagelneu von einem Hausierer gekauft. In einem Jahr führe ich dich in den Stall und zeige dir wieder zwei Rappen, die sich in die Ohren beißen. Diese Laterne wird es bescheinen." Er lehnte es innerlich ab, auf ihre Antwort zu warten, und wandte sich zum Verschlag, in dem ehemals die Kühe standen. Die Frau folgte ihm nicht; sie blieb mit dem Gesicht am Pferdestand vorbei an ihrem Platz stehen und drehte Jauslin jetzt den Rücken. Er nahm sich zusammen und tat vor sich selber, als merke er nichts. „Hier haben Tag und Nacht vier Kühe wiedergekäut und mit den Schwänzen um sich geschlagen," sprach er unter aufsteigender Erregung fort; der ganze weitläufige Schmerz seines Lebens arbeitete sich in seiner Stimme herauf; er hob sie. „In einem Jahr sollen vier neue Kühe da stehen. Ich will es schaffen, und die Laterne soll es bescheinen. Hier lagen zwei Kälblein; da liefen Füllen herum," wandte er sich weiter, und überall leuchtete sein unruhiges Licht hin. „Es werden wieder Kälblein da liegen und Füllen der Laterne entgegen laufen, wenn ich vor dem Schlafengehen in den Stall sehe." Seine Bauernsehnsucht rannte ihn an, wie ein Stier. Er warf seine ganze Inbrust auf die herbe Frau. Seine Stimme bat und warnte, obgleich er wusste, dass jene ihn nicht anhörte. „Ich bin heruntergekommen und habe verloren. Ich war ein Narr; ich wollte für andere Leute Hof halten und ein Vorbild sein; man muss dem Hof zulieb hofhalten. Die Bande kenne ich jetzt; aber der Franz Jauslin darf nicht zu Grund gehen. Er ist zu gut dazu und die Baselbieter haben ihn nötig, ob sie wollen oder nicht. Jetzt hassest du mich noch. In einem Jahr wirst du mich wieder esti-

mieren, und vielleicht bist du glücklich und wir haben ein Kind. Das kann man alles bei der Laterne sehen. Dafür hab ich sie gekauft, verstehst du?"

Er kehrte sich plötzlich ihr zu und nahm sie unter den Blick. Seine Augen flackerten gebietend; aber auf dem Grund des Feuers glühte die Angst, und in seiner Seele brauste der wüste Bodensatz des Lebens, seine ursprüngliche Wut, Not und Verfolgtheit, auf. Er war vergiftet durch die höhnischen Worte der Burschen, und ertrug das Gift schlecht. Er sollte hoffen, und argwöhnte. Er bedurfte jetzt der Aufrichtung durch den Glauben eines andern, und zitterte schon vor der Katastrophe, die einbrechen musste, wenn ihm der Glaube verweigert wurde.

Die Frau schickte sich zum Weggehen an. „Ich meinte, du wolltest deinen Saufbrüdern zeigen, wie man mich über Nacht in den Kuhstall sperrt," sagte sie mit ödem Spott. „Wenn du nichts besseres weißt, als schwatzen, will ich wieder in mein Bett steigen."

Sie wollte einen Schritt tun, doch Jauslin kam ihr zuvor. Seine gewaltige Gestalt geriet in Bewegung. "Halt," rief er und ließ seine Hand auf ihre Schulter fallen mit einem Griff, unter dem sie nun doch erschrak, zwar ohne es sich ansehen zu lassen, und in der tiefsten Tiefe ihrer Augen, wo sie noch Mädchen war, mit einem wohlgefälligen Aufblitzen der Erwartung; aber der Schreck war echt; er war der Gemütsanfall des irrtümlichen Menschenfeindes, der sein Versteck entdeckt und sich mit entschlossenen Worten hervorgezogen sieht. „Halt, Weib," rief Jauslin. „Jetzt mußt du Farbe bekennen. Über den Kuhstall reden wir noch allerlei: über die Saufbrüder nicht. Hast du mir aber keinen andern Bescheid? Ich verspreche dir, es soll alles werden, wie es war; ich, Franz Jauslin, bringe dir mehr zurück, als ich dir verliederlicht habe. Wir werden wieder angesehene Leute, von denen ein Guter Tag Geld wert ist. Was sagst du dazu?"

Die Frau sah immer noch gerade aus; aber das Licht in der Tiefe ihrer Augen war erloschen. „Mache hier, was du willst," erwiderte sie rätselhaft. „Was habe ich mit deinen Plänen zu schaffen? Plan ist Plan und ich bin ich."

Vor der Tür im Mondschein stießen sich die Burschen durcheinander; sie blickte ihnen mit kalter Verachtung entgegen. Für die Zeitspanne von einer halben Minute verlautete kein Ton. Der

Bauer hielt sein Weib noch immer an der Schulter fest. Sie wartete; dann hörte sie hinter sich die Laterne aufklirren. Draußen streckten die Burschen wieder die Hälse; sie sah, dass sie plötzlich alle einen Ruck nach vorn und Miene machten, herein zu dringen.

Der Bauer stöhnte tief und knurrend, wie ein Tier. Noch während sie dem Ton nachhorchte, empfing sie einen Stoß von seiner Hand, und im nächsten Moment schmetterte die Laterne auf ihren Kopf herunter. Sie fühlte fast keinen äußerlichen Schmerz, so stark war der Ansturm des inneren Leides, der sie erschütterte. Ein wüstes Getöse von brechendem Glas und Blech umklirrte sie auf einen Augenblick; dann war es unnatürlich still. Die Burschen guckten mit bleichen Gesichtern und glühenden Augen in die Scheune herein. „So wird die Laterne also nichts bei uns bescheinen," sagte Jauslin gleichsam erstorben. Nun erkannte er, warum er diese Frau geheiratet hatte; doch er erkannte nicht, weshalb sie seine Zukunft nicht als ihre Angelegenheit betrachtete. „Ich habe sie aus Großartigkeit genommen," dachte er bitter; „die Großartigkeit hat nicht lange vorgehalten." Im Grund hatte der Schatten in ihm ihren Schatten gesucht; seine Schwermut war von ihren Unglück angezogen worden. Außer ihm gab es niemand im Dorf, der schwermütig war; ausser ihm gab es auch kein Genie. Er sah sie mit Verwunderung aufrecht von ihm weg auf die Tür zugehen. „Sie hat einen harten Schädel," ging es ihm durch den Sinn und er empfand Respekt vor ihrer Haltung. Die Burschen machten ihr mit einer Art von Ehrfurcht Platz; sie beachtete sie nicht. Noch eine ganze Weile nachher war es, als ob eine verratene hochgestellte Persönlichkeit hier durchgekommen wäre. Schließlich ging Jauslin auf die Tür zu, ergriff sie wortlos und warf sie vor den törichten Augen der Burschenschaft ins Schloss. Er schob auch den Riegel von innen.

Zunächst saß er eine halbe Stunde auf einer Krippe und kämpfte gegen den kleinen Tiroler und das Gift, mit dem er vergiftet war. Unruhig dachte er auf Gegenmittel, mit widerwilligem Stirnrunzeln wehrte er den Gedanken an Alkohol ab, weil er fühlte, dass es jetzt auf einen klaren Kopf ankam, und dass dies Leiden durchgelitten werden musste. Er erinnerte sich an seine Frau und an das erhoffte neue Leben, das sie ihm im Keim zerstört hatte. „Sie hasst mich wie ein Krebsgeschwür," ging es ihm

durch den Kopf und er erschrack über die ungeheure Größe ihrer Abneigung. Grübelnd klaubte er ausgebröckelte Mörtelstücke von der Mauer neben seinem Sitz. „Alles fällt zusammen," dachte er finster. Einen Augenblick bereute er, dass er den kleinen, frechen Burschen nicht niedergeschlagen hatte, aber sofort erhob sich sein angeborener Edelmut und sagte ihm, dass er recht gehandelt habe. Seine Miene erheiterte sich etwas und er begann mit halb befreitem Blick zu erwägen, was jetzt geschehen müsse. Er überschaute seine Umstände; es überkam ihn eine tiefe Schwermut angesichts seines verlorenen Lebens; und vor der Zukunft legte seine Seele die Hände in den Schoß! sie wollte Feierabend. Jauslin wurde plötzlich müde, und eine einfache, sichere Sehnsucht stieg in ihm auf, zu schlafen und für immer Ruhe zu haben vor den unnützen Beschwernissen eines Daseins, dessen Früchte nur Unglück und Hohn sind. Er sah sich als ganz kleinen, unschuldigen Knaben durch die Dorfstraße laufen, die Lehren seiner Eltern im Kopf und das Herz voll Liebe zu Gott und den Menschen. Von seinem Hut hingen hinten zwei weiße Bänder herab, und ein weißes Tüchlein war vorn unter seinem breiten Kinderkragen zu einem hübschen Knoten geschlungen. Seine Mutter ging mit dem Gesangbuch in den Händen lächelnd und ihm zunickend die Kirchgasse hinauf, und ein junges Perlhun lief schreiend schräg vor ihr her. Bei Sonnenschein begrub man seine Mutter auf dem Kirchhof, und ein halbes Jahr später seinen Vater; da regnete und schneite es. Nachher schnitt man ihm die Bänder vom Hut, und von da weg begegnete ihm das Leben feindlich. Eine Zeitlang verstand er es, ihm zu trotzen; und jetzt machte er ihm ein Ende. Im Todesjahr seiner Mutter hatte es sehr schönes Heu gegeben. Dies Jahr war das Heu gering, aber die Frucht stand gut im Halm.

Ohne dass er es gewahr wurde, fing sein Kopf an, neben diesen Erinnerungen her die Technik seines Weltuntergangs zu spinnen. Seine alten, blauen Augen gingen hellsehend durch den Raum und erwogen die Möglichkeiten, die er darbot. Halb träumend glitt er von der Krippe herab und begann mit den Vorbereitungen; der Mond leuchtete ihm dazu durch das Oberfenster der Stalltür. Sein Gesicht hatte jetzt einen ruhigen und weisen Ausdruck. Er trug Reisig her, sammelte Stroh und schichtete es an mehreren Orten die Holzwände hinauf. Er suchte das Gefäß

der zerbrochenen Laterne, das ihm der Wirt mit Petroleum gefüllt hatte, und goss Öl über das Reisig. Unter einem Schweigen, das wie ein Abgrund überallhin mit ihm ging, nahm er Schwefelhölzer aus dem Hosensack, strich eins an der Hose an und entzündete die Reisighaufen, einen nach dem andern. Als er sah, dass alles richtig brannte, nickte er, tat einen weltfernen und erschütternden Blick an der Holzdecke des Stalles hin, und verschwand in der Richtung nach dem Futtergang. Eine Zeitlang waren die Feuer allein. Sie leckten an den Holzwänden hinauf, breiteten sich aus und reichten einander die Hände, bis sie einen bewegten weissagenden Ring bildeten; in ihrer Mitte irrte eine Maus hin und her, die die zunehmende Wärme aus ihrem Loch getrieben hatte.

Nach einer Weile erklangen auf dem Boden über dem Stall schwere Tritte, die nach vorn kamen. Sie hielten an, suchten, kamen noch weiter vor, und damit begann es in der Höhe zu knirrschen und zu wühlen. Ein Brett bewegte sich, richtete sich auf und wurde seitwärts weggehoben. In der nun geschaffenen Öffnung erschienen die Füße des Bauern, der dort noch eine Zeitlang saß und fortschaffte. Manchmal flog ein Feuerschein über seine zusammen gekauerte Gestalt; dann leuchtete sein weißes Hemd, selber eine Flamme, lebendig auf, und sein offenes, kluges Gesicht schimmerte voll tötlicher Friedfertigkeit in den unruhig beglänzten Raum herab. Eine Kette klirrte und erschien mit schwachem Licht in der Öffnung. Darauf sagte Jauslin tief beruhigt und erwartungsvoll zugleich: „Abfahren!“ schaute noch einmal flüchtig um sich und glitt eilig von seinem Sitz ab. Im nächsten Moment schwebte er feierabendmäßig und aller unlösbaren Fragen entledigt inmitten der schönen Flammengeschäftigkeit, die sich nun langsam zum Großfeuer aufwirbelte.

Der Hof brannte vollständig nieder. Die Frau rettete mit Mühe ihr nacktes Leben, um den Rest der Nacht halb bewusstlos auf den Feldern herum zu irren. Man fing sie ein und setzte sie in Untersuchungshaft, weil die Burschen einstimmig gegen sie zeugten. Aber man fand die Leiche des Bauern mit der Kette am Hals; die Feuerschau erklärte mit Bestimmtheit, dass der Brand im Stall ausgebrochen sei, und das Gericht in Liestal sprach die menschenscheue Witwe frei. Sie wurde von reichen Verwandten not-

dürftig wieder ausgestattet. Der Verkauf des Grundstücks, auf dem die Brandstatt lag, warf einen armen kleinen Überschuss zu ihren Gunsten ab. Sie hauste noch acht Jahre einsam mit ihrem Todesschreck und ihren Erinnerungen in einem Mietstübchen unten im Dorf. Der Bach rauschte Tag und Nacht unter ihrem Fenster vorbei. In periodischen Zeiten ihrer körperlichen Schwäche sah sie am hellen Tag den Bauern Franz Jauslin die Straße herauf schreiten, barhaupt in allem Wetter, hochgewachsen, breitschultrig, ohne Rock und Weste und mit offenem Hemd. Seine blauen Augen blickten voll Begeisterung und Zuversicht in den Tag hinein. Seine haarige Brust schimmerte golden und warm wie ein Bärenfell. Er sang laut und herzlich, und schwang dazu eine brennende Laterne, die ihn jedesmal besonders und vielsagend machte. Sobald sie ihn hörte, klopfte ihr altes Herz in Sehnsucht, und sie sah ihm durch die Gardinen nach; ihre Augen leuchteten in ihrer tiefsten Tiefe, wo sie noch Mädchen war, erwartend auf. War er oben um die Ecke, so dachte sie über ihn nach, und dabei kam ihr die mit ihm verlebte Zeit lieb und gut vor; das waren ihre besseren Tage. Später stand sie nicht mehr auf, sondern ließ ihn in einer leise spöttischen und mütterlich wohlwollenden Heiterkeit unten vorbei singen. Nie bis an ihr vorzeitiges Ende — sie erlag einer Gehirnentzündung — fiel es ihr ein, dass sie so, hochschultrig, plänevoll und eigenwillig, das Genie der Baselbieter zum Mann gehabt hatte.

□□□

VORBEMERKUNG

Die beiden folgenden Aufsätze: *Heimatschutz und Fremdenverkehr* von *K. GIANNONI* in Wien und *Heimatschutz und Bergbahnen* von *E. BOVET* in Zürich sind aus Vorträgen hervorgegangen, die am 14. Juni dieses Jahres auf dem internationalen Heimatschutzkongress in Stuttgart gehalten wurden.

Wir veröffentlichen beide am 1. August als am Bundesfeiertag, um unsere Leser daran zu erinnern, dass eine der größten Aufgaben unserer Zeit ist, dem Vaterlande in seiner äußern Form und im vaterländischen Gedanken den Heimatcharakter zu erhalten, und dass das nur durch Bekämpfung jener niederen Gewinnsucht geschehen kann, die nicht davor zurückschreckt, die Schönheit des Landes zu profanieren, indem es sie geschäftlich ausbeutet.

□□□